

politisch-sozialgeschichtliche Dimension abverlangt und damit in ihren Ergebnissen selbst historisch zufällig bleibt. Ist es notwendig zu sagen, daß eine bewußt theoretisch reflektierte Fragestellung, etwa gar über den sozialökonomischen Horizont politischer Ideologie und politischer Praxis dieses Liberalen, kommensurablere Erkenntnisse über den Linksliberalismus des Darstellungszeitraums hätte erbringen können? Sollte diese Studie exemplarisch verstanden werden dürfen für die Geschichtswissenschaft, wäre sie ein nicht ganz zufälliger Anzeiger für die Krise dieser Disziplin. Walter Schlangen

Helene Tompert, Lebensformen und Denkweisen der akademischen Welt Heidelbergs im Wilhelminischen Zeitalter. — Vornehmlich im Spiegel zeitgenössischer Selbstzeugnisse (= Historische Studien, H. 411), Matthiesen Verlag, Lübeck/Hamburg 1969, 139 S., 24 DM.

Kein Zweifel: dies Thema – es muß nicht gerade Heidelberg sein – ist aller Aufmerksamkeit wert. Es gibt nur wenige soziale Felder, die von der historischen Forschung so sehr vernachlässigt wurden wie das ihres eigenen Wirkungsbereiches, der akademische Lebenskreis der Gelehrten selbst. Die weitgespannten, lobpreisenden Reminiszenzen anlässlich universitärer Zentenarfeiern können über diesen blinden Fleck nicht hinwegtäuschen. Hier nun wird also eine solche Feldstudie unternommen.

Aber ist das wirklich die Intention? Der recht unschweifige Titel legt die Vermutung nahe. Das Vorwort zieht sich schon auf vagere Begriffe zurück: eine kulturhistorische Studie, die das kulturelle und geistige Leben von Professoren und Studenten untersuchen will. Und in der Einleitung werden endlich die alten präventösen Verschwommenheiten proklamiert: »ein Stück deutscher Kulturgeschichte der wilhelminischen Zeit« wird hier aufgezeigt. Fußnote: »Politische, wirtschaftliche und soziale Zustände wurden dabei bewußt vernachlässigt.« Hochachtung vor dem Mut (?) der Verfasserin: Sie schreibt 1969 Kulturgeschichte unter bewußter Vernachlässigung politischer, wirtschaftlicher und sozialer Zustände.

Helene Tompert bewies noch weitere Entschiedenheit. Unter der Vielzahl autobiographischer Quellen – von denen man freilich auch in ihrer Bibliographie nicht liest – wählte sie die »charakteristischen« aus; die »paradigmatischen« gewissermaßen, wie ihr Lieblingsausdruck lautet. Und da waren es schließlich nur noch zehn: die Selbstzeugnisse von Gerhard Anschütz, Richard Benz, Otto Gradenwitz, Lothar Heffter, Alfred Erich Hoche, Ferdynand Hoesick, Karl Lohmeyer, Gustav Radbruch, Fedor Stepun, Hermann Uhde-Bernays und die beiden Biographien Eberhard Gotheins und Max Webers. Keine Frage: alles angesehene Gelehrte und redliche Memoirenschreiber. Doch einiges gilt es zu bedenken. Sind insgesamt zwölf von den mehr als vierzig Ordinarien, die in diesen drei Jahrzehnten ständig an der Ruperto-Carola lehrten, repräsentativ für die Professorenschaft? Können es Männer wie Radbruch, Heffter, Stepun und Max Weber überhaupt sein? Wo sind die Zeugnisse der Nichtordinarien, die doch doppelt so zahlreich waren? Wo bleiben die Aussagen der Studenten, die doch das akademische Bild Heidelbergs maßgeblich bestimmten? Und wo schließlich ist der Meinungsspiegel der nichtakademischen Zeitgenossen dieser Stadt?

Nun, auch bei solch spärlicher Quellenauswertung gibt es eine Reihe nebensächlicher Feststellungen und prinzipieller Maximen, die kaum daneben gehen können. Doch überall, wo es kritisch werden müßte, wo die präzise Analyse der besonderen Verhältnisse und Abweichungen vom Allgemeinen einzusetzen hätte, da bleibt diese kultur-

historische Studie die Antwort schuldig oder sie liefert eine fragwürdige. Und dies geht bis in die Grundbestände.

Die Behauptung etwa, »viele Unbemittelte« hätten die akademische Laufbahn eingeschlagen und durchgestanden, gilt für weite Strecken des 19. Jahrhunderts – aber gerade nicht mehr für die wilhelminischen Jahrzehnte, in denen die langwierige Karriere eben eher ausreichendes Vermögen und gutbürgerliche Herkunft als überzeugende wissenschaftliche Qualifikation verlangte. Die Zahl der Ordinarien – und nur sie waren ausreichend besoldet – vermehrt sich eben trotz allen Bildungsdranges und Hochschulandranges nicht. Ebenso irreführend ist bei Helene Tompert die Feststellung vielfältiger außeruniversitärer Tätigkeit der Professoren: daß sie auch da nur als Bildungsapostel vom Katheder sprachen und ihre gelehrte Isolation nicht durchbrachen, wird nicht deutlich. Oder das ureigene Feld der Verfasserin, der Lebensstil und die Geselligkeit der Hochschullehrer. Was erhellt schon aus der Summa: »So verbanden sich hier gutbürgerliche Wohnkultur und ein relativ einfacher häuslicher Lebensstil mit reicher Geselligkeit und anspruchsvoller Geistigkeit.« Man wüßte es gerne genauer, aber auf die private Kommunikation unter den Professoren wie Stammtische, Kegelaufende, Abendgesellschaften mag sie nicht eingehen: das sei nicht charakteristisch für Heidelberg. Ihre Vorlieben freilich hat sie. Daß sich George in seinem Kreis priesterlich gebärdete, wird gesagt; daß auch Max Weber nach dem Eindruck jüngerer Besucher wie auf Kothurn einherschritt, das erwähnt sie nicht – oder weiß sie es nicht?

In bezug auf das studentische Leben möchte man ihr – obschon sie hier ausnahmsweise konkrete Zahlen der Lebenshaltung angibt – fast Ahnungslosigkeit bescheinigen. Von Frühschoppen und Fechtboden, von Kneipen und Stiftungsfesten der Korporationen, auf denen sich die Aktiven und die Alten Herren doch vor allem begegneten, ist nichts weiter zu lesen. Da die meisten »ihrer« (zwölf) Autoren einstens verbindungsfrei geblieben waren, möchte sie gar eine Mehrheit der freistudentischen Bewegung erkennen. Die Wissenschaftlichen Vereine, Literarischen Zirkel, Akademischen Turnvereine, gar die polnische (7–9 Köpfe) und russische Studentengruppe sind ihr mehr Aufmerksamkeit wert als die Verbindungen – dank Stepun und Hoesick, die darüber etwas berichten.

Über die politischen Denk- und Verhaltensweisen der Heidelberger Universitätskreise bietet die Kulturhistorikerin nur bekannte Alltagsweisheiten: »Unser Quellenmaterial ist zu dürftig.« Ihr genügt die Anmerkung, daß ihre Professoren meist nationalliberal wie das Bildungsbürgertum wählten. Dem konservativen oder reaktionären Ruf der Professorenschaft geht sie ebensowenig nach wie der Überlegung, daß auch apolitisches Verhalten soziale Immanenzen und politische Konsequenzen hat. Helene Tompert legt mehr Wert auf bedeutsame Feststellungen wie diese: »Zu bedeutsamen sittlichen Leitwerten wurden vornehmlich das Ideal des tätigen Lebens, eine weitreichende Toleranz und der Wert der Persönlichkeit, der in einer individualistischen Weltanschauung und in einem übermäßig gespannten Individualismus der damaligen Lebensart und Denkweise jener Kreise zum Ausdruck kam.«

Die historisch-soziologische Studie über Lebensformen und Denkweisen der akademischen Welt Heidelbergs im Wilhelminischen Zeitalter muß erst noch geschrieben werden. Ihr Verfasser sollte Wert auf das illustrative Detail und den symptomatischen Vorgang legen. Um sie zu erkennen, braucht er mehr als ein Dutzend ferner Rückerinnerungen alter Herren und ein paar Universitätsannalen. Der Weg dorthin führt nicht über einige präsumtive Paradigmen: die liefern nur Banalitäten. Da muß man halt die ganze Vielfalt zeitgenössischer Zeugnisse auswerten. Das ist mühselig, aber einzig sinnvoll: es führt zu einem differenzierten Bild.

Hans Peter Bleuel